

# Jüdischer Verlag

## Leseprobe



Agnon, Samuel Joseph  
**Nur wie ein Gast zur Nacht**

Roman  
Aus dem Hebräischen von Karl Steinschneider

© Jüdischer Verlag  
978-3-633-24179-8



Mit Samuel J. Agnon (1888-1970) wird ein Klassiker der hebräischen Literatur vorgestellt, in dessen Werk sich die jahrtausendealte Tradition des Judentums, des biblischen Hebräisch mit der Erfahrung der Moderne, dem Entstehen des modernen Hebräisch verbinden.

Agnon schrieb seinen Roman kurz vor dem Zweiten Weltkrieg. Es ist die Chronik eines Besuchs des Ich-Erzählers in seinem galizischen Heimatort Buczacz. Agnon wurde 1888 in Buczacz geboren. Der Ich-Erzähler besucht den Ort kurz vor dem Versöhnungstag, dem höchsten jüdischen Feiertag. Distanziert und doch teilnahmsvoll schildert er den Ort seiner Herkunft, die verschiedenen Menschen, ihre Charaktere und Schicksale, Traditionen, aber auch den Untergang dieser jüdischen Lebenswelt. Dieser Roman, 1964 von Karl Steinschneider meisterhaft ins Deutsche übertragen, lag dem Nobelpreiskomitee vor, das 1966 den Literaturnobelpreis Samuel J. Agnon, zusammen mit Nelly Sachs, zuerkannte. In seiner Nobelpreisrede erinnert Agnon an Buczacz und an ein bestimmendes Motiv seines Schaffens: »Das Haus meines Vaters, wo ich ein Zimmer voll mit Geschriebenem hinterlassen hatte, verbrannte im Ersten Krieg, und mit ihm verbrannte alles, was ich dort gelassen hatte. Und die jungen Handwerker, die Schneider und Schuhmacher, die während ihrer Arbeit meine Lieder sangen, sie wurden im Ersten Krieg getötet. Die, welche nicht im Krieg getötet wurden, wurden teils zusammen mit ihren Schwestern lebendig begraben in der Grube, die sie auf Befehl des Feindes selbst ausheben mußten, und viele von ihnen wurden in den Feueröfen von Auschwitz verbrannt mit ihren Schwestern, die unsere Stadt geschmückt hatten mit ihrer Schönheit und die meine Lieder verschönzt hatten mit ihrer süßen Stimme.«

S. J. Agnon

*Nur wie ein Gast zur Nacht*

Roman

Aus dem Hebräischen von

Karl Steinschneider

Jüdischer Verlag

Frankfurt am Main

Titel der Originalausgabe *Oreach nata lalun*  
© 1951 Schocken Publishing House Ltd., Tel Aviv  
Die deutschsprachige Ausgabe erschien erstmals 1964 im  
S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main

Erste Auflage 2018  
© dieser Ausgabe Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag  
Frankfurt am Main 1993  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Printed in Germany  
Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg  
ISBN 978-3-633-24179-8

*Ankunft in der Heimatstadt*

Am Tage vor dem Versöhnungsfest stieg ich nach Mittag aus dem Schnellzug in den Personenzug um, der in meine Heimatstadt fährt. Juden, die gemeinsam mit mir auf der Reise gewesen waren, stiegen aus und verschwanden, und Städter und Städterinnen stiegen ein. Träge rollten die Wagenräder über Berge und Hügel, durch Ebenen und Täler; auf jeder Station hielt der Zug an, entließ Leute und Gepäck und fuhr wieder ab. Nach zwei Stunden tauchten die ersten Zeichen von Szybuscz zu beiden Seiten der Bahn auf. Ich legte die Hand aufs Herz, und so wie mein Herz unter der Hand zitterte, so zitterte mir die Hand auf dem Herzen. Die Städter machten ihre Pfeifen aus, steckten sie in die Hintertaschen und standen auf, stellten ihr Gepäck zusammen und setzten sich wieder. Die Städterinnen drängten sich ans Fenster, riefen: »Gummimann« und lachten. Die Eisenbahn pfiff und pustete, pfiff und legte vor der Stadt an.

Da war auch schon der Beamte, dem sie den Namen »Gummimann« gegeben hatten, weil er im Kriege seine linke Hand verloren und man ihm dafür eine aus Gummi gemacht hatte. Er stand aufrecht, winkte mit einem Tuch, das er in der Hand hielt, und rief »Szybuscz« aus. Seit Jahren hatte ich den Namen »Szybuscz« nicht von jemandem aus meiner Stadt aussprechen hören. Nur wer dort geboren und aufgewachsen ist und dort gelebt hat, kann den Namen mit all seinen Konsonanten richtig aussprechen. Nach der Ausrufung des Namens »Szybuscz« leckte Gummimann seinen Schnurrbart wie jemand, der Süßigkeiten gegessen hat, sah auf die aussteigenden Fahrgäste und prüfte sie mit seinem Blick, strich über die linke Hand aus Gummi und machte sich an die Abfertigung des Zuges.

Ich nahm meine beiden Ranzen und ging nach hinten zu auf den Bahnhofplatz, um einen Wagen nach meiner Stadt zu suchen. Der Platz lag in der Sonne, und ein Duft, gemischt aus Teer und Dampf, Gräsern und Kräutern, stieg von ihm auf – der Geruch von Kleinstadtbahnhöfen. Ich ging hierhin und dorthin, fand aber keinen Wagen. »Es ist der Vorabend des Versöhnungstages«, sagte ich mir,

›und es ist schon Zeit für das Minchagebet – da fährt kein Kutscher mehr. Willst du noch zur Stadt gelangen, so mach dich auf die Beine.‹

Für einen mäßigen Fußgänger ist es eine halbe Stunde Weg bis zum Zentrum der Stadt, mit Gepäck noch eine Viertelstunde mehr. So wie ich ging, brauchte ich anderthalb Stunden, denn jedes Haus, jede Ruine, jeder Schutthaufen schaute mich an und ließ mich anhalten.

Von den großen zwei-, drei- und vierstöckigen Häusern waren nur die Erdgeschosse übrig, und auch die meist in Trümmern; von manchen Häusern war nichts mehr da als das Grundstück selbst. Am Königsbrunnen – dem Brunnen, aus dem der König Sobiesky bei seiner siegreichen Rückkehr aus dem Kriege getrunken hatte – waren die Stufen zerbrochen, und die Gedenktafel war zertrümmert, die vergoldeten Buchstaben des Namens waren verwittert, und blutrote Gräser sprossen daraus hervor, als hätte der Todesengel daran sein Messer gewetzt. Keine Buben und Mädchen standen dort herum, kein Singen oder Lachen ertönte, das Wasser floß aus dem Brunnen und lief auf die Straße, so wie man Wasser ausgießt im Hofe des Hauses, in dem einer gestorben ist. Jeder Ort war verändert, und selbst der Raum zwischen den Häusern war verändert, nicht so wie ich es gekannt hatte, als ich noch klein war, und auch nicht, wie ich es im Traume vor meiner Rückkehr gesehen hatte. Aber der Geruch von Szybuscz war noch nicht verflogen – der Geruch von Hirse mit Honig gekocht. Der verläßt die Stadt nicht vom Ausgang des Pessachfestes bis tief in den Herbst, bis der Schnee fällt und sie zudeckt.

Menschenleer standen Gassen und Markt. Schon ruhte die Stadt von den alltäglichen Geschäften, die Läden waren geschlossen, und wahrscheinlich standen die Männer um diese Zeit schon beim Minchagebet, und die Frauen richteten die Abschlußmahlzeit vor dem Fasten an. Außer dem Widerhall meiner Schritte auf dem Boden war kein Ton zu hören.

Mein Sinn war jedoch nicht auf den Widerhall des Pflasters gerichtet, sondern ich ging umher und überlegte, wo ich mein Gepäck abstellen könnte und wo ich einen Platz zum Übernachten fände. Als ich den Blick erhob, sah ich unfern eine Gruppe von Leuten stehen. Ich ging heran und fragte: »Bitte, können Sie mir sagen, wo es hier ein Hotel gibt?« Sie sahen sich meine beiden Ranzen und meine Kleidung an und antworteten nicht. Ich fragte noch einmal: »In welchem Hotel kann man hier bitte übernachten?« Einer aus der Ge-

sellschaft warf den Zigarettenstummel weg, den er im Munde gehalten hatte, kratzte sich etwas am Hals und sagte: »Als ob es da soviele Hotels zur Auswahl gäbe! Von allen denen, die es einmal in dieser Stadt gegeben hat, sind nur zwei übriggeblieben.« Ein anderer sagte: »Bei der Geschiedenen – das ist jedenfalls kein Platz für den Herrn hier.« – »Ja wieso denn?« – Der wandte sich an seine Genossen und sagte: »Hört ihr das? Er fragt: ›Wieso denn?‹. Wenn Sie da hingehen wollen, steht es Ihnen frei!« Er legte seine Hände aufs Herz und wandte den Kopf von mir ab, wie jemand, der sagen will: »Mit dir habe ich von jetzt ab nichts mehr zu tun.«

Ein anderer ging auf meine Frage ein und sagte: »Ich werde es Ihnen erklären. Als die Unglücksperson nach dem Kriege in die Stadt zurückkam, fand sie nur noch jenes Haus vor, das ihr ihr Vater hinterlassen hatte. Sie machte einen Gasthof daraus und lebte davon mit ihren vier Töchtern. Als es immer schwerer wurde, einen Lebensunterhalt daraus zu erzielen, war sie nicht länger heikel in der Auswahl ihrer Gäste, und so ist der Ort ein Treffpunkt für allerlei unehrliches Gesindel geworden. Die Frau von Rabbi Chajim, der etwas so Ungewöhnliches an Gelehrsamkeit und Gottesfurcht war – ach, was aus ihr geworden ist!« – »Und wo ist Rabbi Chajim?« – »Wo Rabbi Chajim ist? In der Gefangenschaft bei den Russen. Den haben sie bis ans Ende von Rußland verschleppt, und wir wissen nicht, ob er lebt oder tot ist, die ganze Zeit hat man nichts von ihm gehört, bis auf einmal, als er seiner Frau den Scheidungsbrief schickte, damit ihr die Wiederheirat nicht bis ans Ende ihrer Tage untersagt bleibt.« – »Und wo ist der andere Gasthof, in dem man übernachten kann?« fragte ich, indem ich meine beiden Ranzen aufnahm. »Wo der andere Gasthof ist? Das wird Ihnen Daniel Bach zeigen. Der geht jetzt nach Haus, und sein Haus liegt in der Nähe des Gasthofs.«

Während er noch redete, erschien Daniel Bach und sagte: »Ihr habt von mir gesprochen? Da bin ich. Kommen Sie mit, ich werde Ihnen Ihren Gasthof zeigen.«

Daniel Bach war lang und dünn, hatte einen kleinen Kopf, kastanienbraunes Haar und einen kurzen Bart, nicht spitz und nicht rund. Eine Art Lächeln umspielte seine Lippen und breitete sich über seine hohen Wangen; sein rechtes Bein war aus Holz. Ich ging mit behutsamen Schritten neben ihm her, um ihm nicht durch zu lange Schritte Mühe zu machen. Daniel Bach merkte das und sagte: »Um mich

brauchen Sie sich nicht zu kümmern; ich laufe, wie jeder andere auch. Im Gegenteil, der Fuß von Menschenhand ist besser als der vom Himmel. Der hat keine Angst vor Rheuma und läuft dem andern vorne weg.« – »Haben Sie das vom Krieg?« fragte ich ihn. »Ganz und gar nicht; aber der Rheumatismus in dem andern, der ist vom Krieg«, sagte er. »Mit Verlaub, so sind Sie bei den Pogromen verletzt worden?« sagte ich zu ihm. Er lächelte und sagte: »Aus den Pogromen bin ich mit heiler Haut davongekommen, und die Pogromhelden können dem Himmel danken, wenn sie mir lebendig entkommen sind. Wie ich zu diesem Fuß komme? So wie wir alle zu unseren Nöten kommen – aus den Sorgen eines Juden um seinen Unterhalt. Dem Schicksalsengel, der uns unsren Lebensunterhalt zu paßt, gefiel ich nicht mit meinen beiden Beinen, da hat er mir das eine abgeschnitten und mich nur auf eines gestellt; wie das zuging? – aber da sind Sie schon bei Ihrem Gasthof angelangt und ich bei meinem Hause, und jetzt muß man schleunigst zur Abschlußmahlzeit; gute Eintragung im Himmel!« Ich nahm seine Hand in die meine und sagte: »Ihnen gleichfalls!« Bach lächelte und sagte: »Wenn Sie mich meinen, da ist Ihr Wunsch fehl am Platze. Ich glaube nämlich nicht an die Macht des Versöhnungstages, die Dinge zum Guten oder Schlimmen zu wenden.« – »Wenn er denen nicht hilft, die keine Einkehr tun, so doch den Reuigen«, sagte ich. Bach sagte: »Ich gehöre zu denen, die es nicht so genau nehmen. Ich glaube nicht an die Einkehr.« – »Einkehr und Versöhnungstag bringen eine Hälfte der Entschuldigung zustande, und die Nöte während des ganzen Jahres die andere Hälfte.« Daniel Bach sagte: »Ich bin unfromm, das habe ich Ihnen schon gesagt; ich glaube nicht daran, daß der Heilige im Himmel das Wohl Seiner Geschöpfe im Sinne hat. Aber was komme ich Ihnen da mit Unverschämtheiten bei Anbruch des Versöhnungstages? Nochmals gute Eintragung oben!«

## 2. KAPITEL

### *Die Nacht des Versöhnungstages*

Die Leute im Gasthof empfingen mich wie einen unerwünschten Gast, sie waren schon vom Abschlußmahl aufgestanden, waren im Begriff zu gehen und fürchteten, ich würde sie aufhalten. »Haben Sie keine Angst«, sagte ich zu ihnen, »ich werde Sie nicht viel bemühen, ich

suche nur ein Bett zur Nacht.« Der Inhaber sah nach draußen, dann sah er mich an, blickte dann auf die Überbleibsel des Mahles und wieder auf mich. Ich merkte, er überlegte sich, ob man noch essen dürfe.

Da erwog ich selbst, ob es mir noch erlaubt sei zu essen; denn man soll ja Zeit vom Alltag nehmen und zum Feiertag zugeben und muß vor Einbruch der Dunkelheit mit dem Fasten beginnen. »Es ist keine Zeit mehr, sich zum Mahle hinzusetzen«, sagte ich zu ihm; ich öffnete meinen Ranzen, nahm Gebetbuch und Gebetsmantel heraus und ging in die Große Synagoge.

Die Große Synagoge, von der ich in meiner Kindheit gemeint hatte, sie sei das größte Gebäude der Welt, hatte an Umfang verloren und an Höhe eingebüßt, ja, für Augen, die inzwischen viele Prachtbauten gesehen hatten, wirkte sie kleiner, als sie in Wirklichkeit war.

In der Synagoge gab es keinen Menschen, den ich kannte. Die Mehrzahl der Beter war erst seit kurzem in der Stadt; sie hatten die bevorzugten Plätze an der Ostwand nahe am Thoraschrank besetzt und die übrigen Plätze freigelassen. Einige von ihnen waren aufgestanden und gingen umher, vielleicht um ihre imposante Erscheinung vorzuführen, oder weil ihr Platz zu gut für sie war. Das Licht, das auf den Köpfen der heiligen Gemeinde am Abend des Versöhnungsfestes zu schimmern pflegte, schimmerte auf diesen Köpfen nicht, und ihre Gebetsmäntel verbreiteten keinen Glanz. Früher, als jedermann sich einfand und ein jeder sein Licht mitbrachte – von den Lichtern, die in den Kandelabern brannten, ganz zu schweigen –, da leuchtete die Große Synagoge hoch in Helligkeit, doch jetzt, nachdem die Kandelaber im Kriege weggeschleppt worden waren, und da nicht jedermann zum Beten kam, waren der Lichter wenige, und der Glanz war gering. Früher, als die Gebetsmäntel mit silbernen Borten verziert gewesen waren, hatte ihr Glanz auf den Köpfen der Beter geschimmert. Jetzt, da die Silberborten fehlten, war der Glanz fast verschwunden.

Der Vorbeter verweilte nicht lange bei seinem Gebet. Oder vielleicht verweilte er doch dabei, und es lag nur daran, daß es doch mein erstes Gebet in meiner Heimatstadt war und die Nacht des Versöhnungsfestes, wo die ganze Welt beim Gebet weilt – jedenfalls hatte ich den Wunsch, länger beim Gebet zu verweilen, und es kam mir vor, als ob der Vorbeter es allzu kurz mache: schon war er fertig. Nachdem er das Gebet beendet hatte, umdrängten alle Beter das Bet-

pult und sagten das Kaddischgebet. Es war nicht einer dabei, der nicht das Gebet für Verstorbene gesagt hätte.

Nach dem Gebet sprach man weder Psalmen, noch den Gesang zum Lobe des Einzigsten, noch das Ehrenpreislied, sondern man schloß die Synagoge, und alles ging nach Haus.

Ich ging zum Fluß und stellte mich dort auf die Brücke, so wie früher mein seliger Vater sich in den Nächten des Versöhnungsfestes auf die Brücke über den Fluß zu stellen pflegte. Das Wasser mit seinem Duft mildert den Durst und bringt den Menschen zur Einkehr; denn das Wasser, das deinem Blick eben jetzt erscheint, war vorher nicht dort und wird nachher nicht dort sein, und so war auch dieser Tag, der uns zur Einkehr von unsren Sünden geschenkt ist, nicht vorher auf der Welt vorhanden und wird nachher nicht wiederkommen, und wenn du an ihm nicht zur Einkehr kommst, so hast du ihn im Ganzen verloren, ohne jeglichen Gewinn.

Wasser kommt und Wasser geht, so wie es kommt, geht es wieder, und der Geruch der Reinheit steigt von dort empor. Seit der Zeit, wo ich dort mit meinem seligen Vater stand, hat sich dem Anscheine nach nichts verändert und mag sich auch bis ans Ende aller Generationen nichts verändern.

Es kam eine Schar von Burschen und Mädchen mit Zigaretten im Mund; wahrscheinlich kamen sie von dem Gelage, das sie in dieser Nacht veranstaltet hatten, wie alljährlich in der Nacht des Versöhnungsfestes, um dir zu zeigen, daß die Furcht des Versöhnungstages auf ihnen nicht lastet. Die Sterne standen am Firmament, und ihr Licht glitzerte im Wasser des Flusses, und zwischen beiden wanderte das Licht der Zigaretten. Gleichzeitig fiel mein Schattenbild auf den Boden der Brücke und streckte sich lang vor ihnen aus. Zuweilen vermengte es sich mit ihrem Schatten und zuweilen stand es getrennt für sich, zitterte und bewegte sich fort, als hätte es die Tritte der Passanten zu spüren bekommen. Ich wandte meine Augen von ihnen ab, blickte zum Himmel auf und hielt Ausschau nach der Handfläche, die nach dem Kinderglauben in der Nacht des Versöhnungstages als kleines Wölkchen am Himmel erscheint, weil der Allmächtige dann seine Hand ausstreckt, um Büßer zu empfangen.

Ein Mädchen kam vorbei und steckte sich eine Zigarette an; ein Bursche ging an ihr vorüber und sagte: »Verbrenn dir nur nicht den Schnurrbart.«

Sie fuhr zusammen, und die Zigarette entfiel ihrem Munde. Der

Bursche bückte sich und hob sie auf; doch noch ehe er sie sich oder dem Mädchen in den Mund stecken konnte, kam ein anderer, nahm ihm die Zigarette aus der Hand, faßte das Mädchen am Arm und entschwand mit ihm.

Immer weniger Passanten kamen über die Brücke. Teilweise gingen sie zur Stadt und teilweise wandten sie sich dem Wälzchen hinter dem Schlachthaus zu, das neben den Eichen an der Strypa liegt. Ich kehrte meine Blicke wieder dem Flusse zu. Ein angenehmer Duft stieg von dort auf. Ich schöpfte Atem und genoß die Luft.

Jetzt konnte man wieder den Brunnen auf dem Alten Markt im Mittelpunkt der Stadt hören. Etwas entfernter hörte man das Wasser des Königsbrunnens aufschlagen. Auch das Wasser der Strypa rauschte, nicht mehr dasselbe Wasser wie vorhin – das war schon vorbeigeströmt –, neues Wasser, das anstelle des alten floß. Der Widerschein des Mondes leuchtete vom Flusse her, und die Sterne begannen zu verblassen. Es ist Zeit schlafen zu gehen, dachte ich.

Ich ging zum Gasthof zurück und fand die Tür geschlossen. Es tat mir leid, daß ich den Schlüssel nicht mitgenommen hatte; hatte ich doch den Inhabern versprochen, ihnen nicht lästig zu fallen, und nun mußte ich sie aus dem Schlafwecken. Hätte ich gewußt, daß die Betstube der Chassidim noch existierte, wäre ich am liebsten dorthin gegangen – da saßen Leute die ganze Nacht wach und sagten Gesänge und Hymnen, und andere studierten dort die ganze Nacht lang in den Talmudtraktaten ›Versöhnungstag‹ und ›Todeswürdige Vergehen‹. Ich legte meine Hand auf die Türklinke, wie einer die Hand ausstreckt, der nicht erwartet, daß die Tür auch aufgehen würde. Aber als ich sie anrührte, ging sie auf. Der Wirt, der seinen Gast draußen wußte, hatte sie also doch nicht vor ihm verriegelt.

Ich trat auf Zehenspitzen ein, um nicht von den Schlafenden bemerkt zu werden. Hätte ich mir nicht für unterwegs Stiefel angezogen, so hätte man auch meine Schritte nicht hören können. Aber die Straßen der Stadt waren schmutzig, und ich bin penibel, und so hörten sie, daß ich eintrat und bewegten sich im Schlaf.

Ein Lebenslicht für Verstorbene brannte auf dem Tisch inmitten des Esszimmers, und ein Gebetsmantel und ein Gebetbuch lagen daneben. Der Geruch von warmem Pflaumenmus, das im Ofen stand, versüßte die Zimmerluft. Viele Jahre lang hatte ich das nicht mehr gegessen, oder zu riechen bekommen. Der Duft reifer Pflaumen, mit Ofenduft vermengt, erweckte in mir Erinnerungen an vergangene Tage, als

die Mutter – sie ruhe in Frieden – mir meine Scheibe Brot mit süßem Pflaumenmus strich. Aber es ist jetzt nicht die Zeit, an derartiges zu denken, obwohl das Gesetz den Genuß von Gerüchen am Versöhnungstag nicht untersagt.

Der Wirt kam aus seinem Zimmer und zeigte mir mein Bett, er ließ die Tür offen, damit ich Licht hätte zum Ausziehen. Ich schloß die Tür hinter ihm zu und ging zu Bett.

Das Lebenslicht schien in mein Zimmer. Oder es kam mir nur so vor. Ich sagte mir: ›Heute nacht werde ich wohl nicht einschlafen. Die Hand des Gummimanns oder der Holzfuß von Bach werden mir erscheinen und mich erschrecken.‹ Aber kaum hatte ich mich auf dem Bette ausgestreckt, da überfiel mich schon der Schlaf. Und wahrscheinlich schlief ich die ganze Nacht über traumlos.

### 3. KAPITEL

#### *Zwischen den Gebeten*

Seit eineinhalb Stunden war es Tag. Noch war die Morgenfrische in der Luft, und noch wehte ein Hauch von Reinheit über der Stadt und ihren zerstörten Vierteln, wie er am heiligen Tage über den Häusern der Juden weht. Langsam ging ich meines Weges und dachte: ›Man braucht sich nicht zu beeilen, die Gemeinde wird so früh nicht aufgestanden sein, damit sie der Schlaf nicht nachher beim Gebet überfällt.‹ Als ich ins Bethaus trat, wurde gerade die Thorarolle ausgehoben, zur Vorlesung aus der Heiligen Schrift.

Weder auf der Schriftrolle, die der Vorbeter der Gemeinde im Arm hielt, noch auf der zweiten, aus der nachher die Schlußvorlesung erfolgt, sah man Krone oder Zierbehänge, denn die Obrigkeit hatte all diese kostbaren heiligen Geräte aus reinem Silber, die von Künstlerhänden angefertigt waren, im Kriege beschlagnahmen lassen, um dafür Mordgeräte anzuschaffen, und so waren die heiligen Rollen ohne ihren Schmuck geblieben. Es war ein trauriger und ergreifender Anblick, wie die farblos gewordenen hölzernen Arme aus den Thora-Rollen hervorlugten: Sieh, wie bescheiden der König, der König aller Könige ist, der Heilige, gelobt sei Er; Er, von dem es heißt: Mein ist das Silber und mein ist das Gold. Nicht eine Unze Silber zum Schmucke Seiner Lehre hatte Er sich selbst aufbewahrt!

Der Herr rechne es mir nicht zur Sünde, wenn ich sage, daß die

Mehrzahl der zur Schriftvorlesung Aufgerufenen der Aufrufung am hohen Feiertag nicht würdig waren. Was hatte den Anlaß zu solcher Ehrung am heiligen Tage gegeben? Eher hätte man doch dem Himmel Ehre zollen und Leute von großer Gottesfurcht oder Gelehrsamkeit aufrufen sollen. Oder vielleicht hatten diese sich das Anrecht auf die heilige Handlung durch große Spenden erworben? Ganz und gar nicht. Ihre Spenden waren gering, und in meinen Augen schienen sie der Handlung selbst nicht den geringsten Wert beizumessen.

Ich gehöre nicht zu denen, die unsere Zeiten immer mit den vergangenen vergleichen; aber wenn ich kleine Leute an der Stelle von großen sehe, Leute von geringem Tun anstelle von Menschen der Tat, so ist es mir um dieses Geschlecht leid, das Israels Hoheit nicht mit eigenen Augen gesehen hat und nun denkt, Israel habe nie Hoheit besessen.

Ein Greis, einer von den übriggebliebenen Ältesten der Großen Synagoge, verlas die Schrift, laut, in klagendem Ton. Es schien, als klagte er nicht allein über den Tod der Söhne Aharons, sondern über all die toten Söhne seiner Generation. Da ich das Morgengebet noch nicht gesprochen hatte, ging ich zum Alten Lehrhaus, um dort zu beten.

Das Aussehen des Alten Lehrhauses war verändert. Die Schränke, die einst voller Bücher gewesen waren, waren verschwunden, und nicht mehr als sechs oder sieben Fächer waren davon übrig geblieben. Die langen schweren Bänke, auf denen die Ältesten der Gesetzeskundigen gesessen hatten, standen entweder leer, oder es saßen darauf Leute, vor deren Verstand ein Platz wie der andere gilt. Auf dem Platz des ehrwürdigen Oberhauptes des rabbinischen Rates saß ein gewisser Elimelech Kaiser, der zu der Gruppe gehört hatte, der ich gestern auf der Straße begegnet war, und der sich über mich lustig gemacht hatte, als ich nach einem Hotel fragte. Es mag sein, daß aus ihnen Größen der Lehre erstehen und deren Glanz wieder in die Stadt bringen werden, die verlorengegangenen Bücher werden sie nicht wiederbringen. Fünftausend Bücher hatten wir im Alten Lehrhaus gehabt, vielleicht waren es viertausend, vielleicht auch nur dreitausend; in keinem Lehrhause der Stadt und der Umgegend hatte es so etwas gegeben. Decke und Wände waren auch verändert. Die Decke, die von Ruß und Rauch geschwärzt gewesen war, war jetzt mit Kalk geweißt, und auch die abgeschabten Wände waren jetzt getüncht. Ich will ja nicht sagen, daß schwarz schöner

als weiß ist, oder abgeschabt schöner als getüncht; aber der Ruß stammte vom Rauch der Kerzen, die unsren Vätern beim Gesetzesstudium geleuchtet hatten; und solange die Wände abgeschabt waren, war an ihnen jeder, der dort gesessen hatte, zu erkennen gewesen. Und so gering an Rang wir auch in unseren eigenen Augen gegenüber denen waren, die die Wände abgeschabt hatten, so würdig schienen wir uns doch dadurch, daß wir zu ihrer Generation gehörten. Jetzt sehen die getünchten Wände grad so aus, als hätte niemals dort ein Mensch gesessen.

Das Lehrhaus stand fast leer – kaum daß zweimal die zum Gebet notwendige Zehnerzahl anwesend war, und die meisten beteten ohne Gebetsschal, und es war doch der Versöhnungstag, an dem man den ganzen Tag lang eingehüllt betet. Ich erinnerte mich an die Geschichte, wie einmal in der Nacht des Versöhnungstages Tote in der Synagoge erschienen waren, als dort alles gedrängt voll war; da legte die Gemeinde ihre Gebetsmäntel ab, und die Toten zogen wieder davon. Von da an führte man ein, daß am Vorabend des Versöhnungstages ohne Gebetsmantel gebetet wurde. Nun ereignete sich dieselbe Geschichte in einer andern Stadt, und derselbe Brauch, daß man abends ohne Gebetsmantel betet, hatte sich auch dort eingeführt; warum aber beteten diese jetzt ohne Gebetsmantel?

An dem Pult stand ein Greis und sang die Gebete vor. Seine Haltung verriet seine Demut, und wenn er ein Haus besaß, war es gewiß ein ärmliches Haus. Jeder Laut, den er hervorbrachte, verriet ein gebrochenes und getretenes Herz. Wenn es dem König aller Könige, dem Heiligen, Er sei gepriesen, gefiel, sich zerbrochener Geräte zu bedienen – hier war das rechte Gerät für Seinen Dienst.

Nach der Andacht für die Seelen der Verstorbenen saß ein Teil der Gemeinde und machte eine Pause. Ich setzte mich zu ihnen und fragte, aus welchem Anlaß sie ohne Gebetsmantel beteten. Es seufzte einer und sagte: »Wir sind noch nicht dazu gekommen, uns neue zu besorgen.« – »Und wo sind die alten?« fragte ich. – »Wer weiß wo? Entweder sind sie im Feuer zum Himmel aufgestiegen, oder man hat Bettlaken für Huren daraus gemacht.« – »Teilweise hat man sie gestohlen, und teilweise hat man sie verbrannt«, setzte ein anderer hinzu. – »Wann hat man sie verbrannt, wann gestohlen?« fragte ich. Die ganze Gemeinde seufzte, und sie sagten: »Bei den letzten Ausschreitungen, als sie die Stadt umzingelten und Hand an uns legten.« – »Als der Krieg zu Ende war«, fügte einer hinzu, »und wir in

unseren Ort zurückkehrten, kamen die Pogrome. Wer heil mit Leib und Seele davonkam, verlor Kleid und Schuhe. Nicht einmal ein Leibchen mit Schaufäden haben die Unholde uns gelassen.« Ich seufzte bei dem Gedanken an die Leute meiner Stadt, die vom Strafgericht so heimgesucht worden waren, und blickte vor mich hin wie einer, der selbst einer Not entkommen ist und nun erst die Nöte seiner Brüder am eigenen Leibe zu spüren meint. Elimelech Kaiser mißverstand mich und meinte, ich regte mich wegen der unumhüllten Beter auf. Er setzte ein Bein vor, eines nach hinten, sah mich schief von der Seite an und sagte: »Sie meinen, der Höchste wird so unser Gebet nicht annehmen? Soll Er doch Esau bitten, vor ihm zu beten. Wo Er jetzt Esau unsere Gebetsmäntel überliefert hat, fehlt ja nur noch, daß der sich darin einhüllt und betet.« Aus seinen gelbgrünen Augen, die wie der Schild einer Schildkröte glänzten, wenn sie in der Sonne liegt, sprühten Funken von Wut und Haß. Ich dachte, seine Gefährten würden den Grobian ausschelten, aber nicht nur, daß sie ihn nicht schalten, seine Worte schienen ihnen sogar zu gefallen. Ich überließ sie sich selbst und trat ans Fenster.

Es war das eines der beiden Fenster in unserm Alten Lehrhaus, die den Blick auf den Berg hin haben. Als Knabe pflegte ich dort im Stehen zu lernen und Gedichte zu schreiben. Oft schaute ich von dort nach draußen und beehrte gewissermaßen den Heiligen, Er sei gepriesen, was Er in Zukunft mit mir anfangen sollte. Schade, daß ich es meinem Schöpfer, Er sei gepriesen, nicht überließ, mit mir zu tun, was Er selbst vorhatte; denn meine Belehrung kam mir nicht gut zu statten.

Ein wundervolles Licht fiel vom Lehrhause her auf den Berg, und auch von dem Berge aufs Lehrhaus: euer Lentag habt ihr kein solches Licht gesehen, ein einziges Licht, und doch viele Lichter in ihm. Auf der ganzen Welt findest du so einen Platz nicht noch einmal. Ich stand und dachte: »Nicht röhre ich mich von hier, bis daß es Ihm gefällt, die Seele mir zu nehmen.« Und trotz des Gedenkens an meinen Tod war ich nicht betrübt. Vielleicht machte ich kein vergnügtes Gesicht, aber im Innern war ich richtig vergnügt. Seit vielen Jahren hatte ich so etwas nicht mehr erlebt, daß das Innere vergnügt ist und das Gesicht sich nicht daran beteiligt.

Der Synagogenvorsteher schlug auf den Tisch und verkündete: »Zum Großen Festgebet!« Die Rollen wurden in den Thoraschrank zurückgestellt, und der Vorbeter trat ans Pult, neigte sich, legte den Kopf

aufs Gebetbuch und begann: »Hier stehe ich, armselig im Tun«, und sprach dann das halbe Kaddischgebet, mischte aber darein etwas von der Singweise, die zum Kaddischgebet der Waisen gehört. Ich blickte wiederum auf den Berg unserer Synagoge gegenüber und dachte in meinem Sinn: »Von dieser Seite bist du gegen den Überfall derer gesichert, die dich töten wollen. Dies war der Grund dafür, daß unsere Väter ihre Synagoge dicht an den Berg gebaut hatten! Wenn die Mörder kämen, sie umzubringen, so konnten sie sich in der Synagoge verbergen, wo der Berg sie von der einen Seite schützte und die königliche Gewalt von jener.« Bis an mein Ende werde ich einen vorzülicheren Ort nicht finden.

#### 4. KAPITEL

### *Der Schlüssel*

Zwischen dem Großen Festgebet und dem Nachmittagsgebet setzten sich die Leute wieder zur Pause hin. Ich trat zu ihnen und setzte mich unter sie.

Einer hub an und sagte: »Rabbi Schalomoh hat heute zum Großen Festgebet länger gebraucht als noch alle Jahre.« Ein anderer ging darauf ein und sagte: »Wenn er beim Schlußgebet auch so lange braucht, kommen wir nicht vor Mitternacht zum Essen.« – »Auf dich wartet zu Hause sicher ein ganzes Rinderviertel und ein halbes Faß Wein«, antwortete ihm sein Gesprächspartner, »daß du wegen des langen Gottesdienstes so in Sorge bist. Hoffentlich langt dir dein Mahl auf einen hohlen Zahn.«

Ich unterbrach sie durch einen Hinweis auf unser Altes Lehrhaus mit den Worten: »Einen schönen Ort habt ihr da!« Einer von ihnen seufzte und sagte: »Schön oder nicht schön, sofort nach den Feiertagen verlassen wir ohnehin die Stadt.« – »Was heißt das, die Stadt verlassen?« fragte ich. »Die Stadt verlassen heißt: aus der Stadt fortziehen«, sagte er, »die einen wandern nach Amerika aus, und die anderen in sonstige Länder, die keines Menschen Fuß je betreten hat.« – »Und kein Mensch ist sicher, daß man ihn auch hineinlassen wird«, setzte der andere hinzu. – »Wie gibt man seine Sicherheit auf und stürzt sich ins Ungewisse?« sagte ich. – »Eine Sicherheit gibt es jedenfalls, nämlich die, daß wir, die wir das Pogromelend mitgemacht haben, hier nicht länger wohnen können.« – Ich seufzte:

»Vor drei, vier Jahren waren hier Ausschreitungen, das habe ich gehört, und es hat auch in der Zeitung gestanden«, sagte ich. – »Jawohl mein Teurer«, sagte er, »vor vier Jahren waren Ausschreitungen, vor drei Jahren, vor einem Jahr und vor drei Monaten, aber in der Zeitung hat man nur von den ersten gesprochen, die hatten noch Neuigkeitswert. Ich und mein Nachbar, wir waren wie Brüder in der Not und im Krieg standen wir zusammen wie ein Mann, und als wir beide lebendig aus dem Krieg kamen und dahin zurückkehrten, von wo wir gekommen waren, da fand er Felder und Gärten vor, und ich fand für mich garnichts vor, und nach all dem hat er seine Hand zur Faust geballt, um mich zu erschlagen. Und wie die Pogrome sich wiederholten, noch einmal und ein drittes Mal, da hörten sie auf, neu zu sein, und die Zeitungen hörten auf, darüber zu berichten. Und es ist besser so, daß die Zeitungen nichts mehr davon berichten – denn wozu? Um den Juden Kummer zu machen, oder damit fremde Völker in der Ferne davon hören und es von ihren Brüdern lernen, dazu soll die Zeitung davon berichten? Genauso sage ich dir – seit die Ereignisse von Kischinev in die große Öffentlichkeit gekommen sind, seitdem ist keine Zeit mehr ohne Pogrome vergangen. Ich will nicht sagen, daß der Schurke Esau sich sonst vor Blut fürchtet, im Gegenteil, seine Hände prickeln, und wenn ihn die Wut überkommt, da faßt er nach der Axt und schlägt zu; aber daß er sich zum Morden zusammentut, das hat er aus der Zeitung gelernt, und seit er das gelernt hat, ist ihm die Straftat zur Gewohnheit geworden. Und was die Hilfe mit Geld und Kleidern betrifft – ehe eine Stadt der andern etwas schickt, da finden in ihr auch schon Ausschreitungen statt, und sie braucht selbst Hilfe. So, jetzt wissen Sie, warum wir unsren Ort verlassen; wir verlassen ihn, weil er uns verlassen hat und uns keine Ruhe gönnen will.«

»Derart verläßt ihr den Ort, an dem ihr und eure Vorfäder gewohnt haben?« sagte ich. – »Als ob wir uns einbildeten, daß das so leicht sei«, sagte jener, »aber der Mensch will leben und nicht sterben.« – Ich erhob meine Hände zur Mauer der Synagoge und sagte: »Den Platz, wo eure Väter gebetet haben, wollt ihr verlassen?« – »Vielleicht wollen Sie sich hier niederlassen und an dem Platz beten, wo Ihre Väter gebetet haben?« sagte Elimelech Kaiser. »Diese Touristen, die sitzen in schönen Städten und fahren in der ganzen Welt spazieren, und zu uns sagen sie, wir sollen hier an unsrem Platz wohnen bleiben, da, wo unsere Väter gebetet haben, damit wir als

Märtyrer für die Heiligung des Namens fallen, um dann von den Völkern der Erde gepriesen zu werden, wenn sie hören, wie wohlgefällig das Volk Israel doch ist, es nimmt Leiden auf sich und läßt sich Seinetwegen umbringen. Esau bringt unsere Leute um, weil das so der Brauch ist, daß der Starke den Schwachen die Faust fühlen läßt. Da kommen sie an und sagen: der Heilige, gelobt sei Er, will Israel läutern. Nicht wahr, mein Herr? Und dann verlangen sie noch etwas von uns – wir sollen unaufhörlich den Versöhnungstag begehen, oder den Trauertag vom neunten Aw, oder den Sabbat. Damit man berichten kann, daß dies das Volk ist, das an Gottes Wort hängt und um Jerusalem trauert. Aber der Einkauf zum Sabbat, oder auch nur der olivengroße Bissen, den man braucht, um das Fasten zu beenden, das geht sie nichts an. Sie haben die Leute reden hören – da stehen sie und beten seit gestern – ist einer darunter, der sich nicht fragt: »Was eß' ich heut' zum Abbruch meines Fastens?«

Äußerungen eines Menschen, die der Schmerz ihm eingibt, soll man überhören. Offenbar gehörte er selbst zu denen, die nicht wußten, wie sie ihr Fasten abbrechen würden. Er faßte mich bei der Hand und sagte: »Wenn Sie wissen wollen, was einem widerfahren ist, zum Beispiel dem Alten am Pult, so kann ich es Ihnen erzählen. Im Lande Israel gibt es Plätze, die Kvuzah genannt werden. Junge Leute und Mädchen arbeiten dort als Arbeiter. An einem von denen, in Ramat-Rachel, lebte sein Sohn Jerucham. Der schrieb an seinen Vater: komm, wohne bei uns, so wie andere Eltern von meinen Genossen, die schon ältere Leute sind. Ehe er noch fahren konnte, wurde sein Sohn von einem Araber tödlich verletzt. Jetzt hat er weder einen Sohn noch einen Platz zum Wohnen.«

Einer erhob sich und sagte: »Eine Verleumdung ist das, Elimelech, eine Verleumdung. Haben Jeruchams Genossen nicht an Rabbi Schlomo geschrieben, daß er zu ihnen kommen solle? Sie würden ihm Wohnung und Essen geben, gerade als ob sein Sohn noch lebte.« – »Selbst wenn sie das geschrieben haben«, sagte Elimelech, »er will ja nicht fahren; er will ihnen doch seinen Unterhalt nicht aufbürden, denn er nimmt Rücksicht auf sie, sie müssen doch noch die Waise unterhalten, die Jerucham hinterlassen hat, und haben knapp selbst zu leben. Der Herrgott, Er sei gepriesen, weiß ja, was Er tut, aber in dieser Sache dürfen wir uns vielleicht über Sein gerechtes Maß Gedanken machen. Was hätte Ihn schon Jeruchams Existenz gestört?

Hat er vielleicht das Gebot: ›Ehre Vater und Mutter‹ nicht richtig gehalten? Nicht wahr, Rabbi Schlomoth?«

Rabbi Schlomoth hob sein Gesicht vom Gebetbuch auf, trocknete sich beide Augen am Zipfel seines Gebetsmantels und sagte: »Es verging keines der drei Wallfahrtsfeste ohne eine Geldsendung von ihm – im Lauf des Jahres sandte er ja ohnehin.« Unterdes er sprach, betastete er das Gebetbuch und sagte: »Ich werde Ihnen etwas Neues zeigen.« Er holte einen Brief hervor und glättete den Umschlag. Ich sah ihn mir an, als ob mir nichts Ungewöhnliches daran auffiele. Als der Alte das merkte, wies er auf die Briefmarken und sagte: »Sie sind doch vom Lande Israel! Es sind ja hebräische Buchstaben darauf!« – »Als ich den ersten Brief erhielt«, sagte Rabbi Schlomoth, »legte ich ihn ins Gebetbuch an die Stelle, wo der Segen ›auf den Erbauer Jerusalems‹ steht; heute habe ich ihn in die Festgebete zwischen die Seiten von ›wegen unsrer Sünden‹ gelegt, um vor Ihm, Er sei gepriesen, der Verdienste unseres Landes zu gedenken, für das mein Sohn umgekommen ist.«

»Und wo hast du den Brief von seinen Genossen hingelegt?« fragte einer den Rabbi Schlomoth. – »Das hast du gut gefragt«, sagte Rabbi Schlomoth. »In das Gebet ›Gib Deinem Volke Ehre, o Gott!‹ habe ich ihn gelegt, um vor Ihm, Er sei gepriesen, darauf hinzuweisen, daß Israel es wert ist, von Ihm in Ehre gehalten zu werden. Und es steht geschrieben: ›Und Ehre gegenüber den Alten‹: Söhne, die dem Alter Ehre erweisen, sind es wert, daß der Heilige – gelobt sei Er – ihnen Ehre erweise.«

Ich blickte auf den Alten, über dessen Gesicht die Liebe zu Gott und die Liebe zum Mitmenschen gebreitet waren, zusammen mit Bescheidenheit und Demut, und sagte: »Wenn unser gerechter Messias erscheinen und Rabbi Schlomoth sehen wird, wird er große Freude an ihm haben.« – »Man merkt es Ihnen an«, sagte Elimelech Kaiser, »es liegt Ihnen an nichts so viel, wie an dem, was dem Messias Freude macht. Vielleicht wollen Sie hier am Orte wohnen, bis der Messias kommt, und wollen seine Freuden miterleben.« Ich nickte ihm nur mit dem Kopfe zu und schwieg.

Jener wies auf mich und sagte: »Er nickt mit dem Kopf und schweigt: sein Kopf ist bereit, aber seine Lippen sind schweigsam.« Ich legte die Hand aufs Herz und sagte: »Mein Kopf und mein Herz sind eins, aber ich bin noch nicht dazu gekommen, mir die Worte zurechtzulegen.«

Elimelech Kaiser sagte höhnisch: »Vielleicht möchten Sie Erlaubnis von uns haben, bitte schön, Sie haben sie. Und wenn Sie wollen, geben wir Ihnen den Schlüssel, und Sie können ganz allein Herr im Lehrhaus sein.« Ein anderer stimmte ein: »Wir gehen ja fort von hier und brauchen keinen Schlüssel; wir werden ihn Ihnen geben, anstatt daß er unter den Müll kommt. Vorsteher, gib ihm den Schlüssel, er soll ihn behalten.« Der Vorsteher sah meine Hand zum Empfang des Schlüssels ausgestreckt, er erhob sich und stieg zur Kanzel hinauf, griff in die Schublade und holte daraus einen großen kupfernen Schlüssel mit eisernem Bart hervor, kam herab, blieb auf der untersten Stufe stehen und reichte mir den Schlüssel hin. Es war der große Schlüssel, mit dem ich unser Altes Lehrhaus aufzuschließen pflegte, als ich noch ein Knabe war und früh und spät in der Schrift lernte. Jahrelang hatte ich ihn nicht einmal im Traume mehr gesehen, und nun plötzlich gelangte er ganz und gar und öffentlich im Lehrhause selbst am Versöhnungstage in meine Hände. Ich ergriff ihn und steckte ihn zu mir.

Leute aus der Gemeinde, die sich in unsere Unterhaltung nicht eingemischt hatten, kamen und blickten auf mich; ich wollte etwas zu ihnen sagen, konnte aber keine Worte finden.

Ich sah auf und blickte auf die Leute im Lehrhaus, ob sie sich nicht eines andern besinnen und mir den Schlüssel wieder abnehmen würden. Ich griff mit der Hand in die Tasche und wollte ihn zurückgeben, ehe sie ihn noch von mir fordern würden, aber kein Mensch streckte die Hand danach aus, da sie ja morgen ihre Wohnungen verlassen und aus dem Ort fortziehen wollten. Was kümmerte es sie, ob der Schlüssel in der Schublade läge oder in der Tasche eines Zugereisten. Eine große Betrübnis bemächtigte sich meiner, und es tat mir leid, so betrübt zu sein; je mehr mir meine Betrübnis leid tat, desto größer wurde sie.

Zur selben Zeit öffnete man die heilige Lade und nahm die Thora-rolle heraus zur Schriftverlesung für das Nachmittagsgebet. Mit einer Hand umfaßte ich die Rolle zum Kuß und mit der anderen hielt ich den Schlüssel zum Alten Lehrhaus fest, in dem ich gelernt und meine Jugend verbracht hatte. Noch wußte ich nicht, daß ich künftig ganz meinen Sitz dort aufschlagen sollte. Aber wir wollen nicht vorgreifen.